

Der folgende Text entstand im Herbst 2021 als Feedback und Auswertung der Zusammenarbeit im Projekt *Take that money and run together! Die Konferenz der solidarischen Mittel*.

VERMISSEN, FRUSTRIEREN, UMSORGEN

Negativabdruck einer solidarischen Arbeitspraxis

Moritz Kotzerke

Das Projekt *Take that money and run together!*, dem diese Publikation zugrunde liegt, war gedacht als eine Recherche zu alternativen und kollektiven (solidarischen) Formen des Zusammenlebens und Arbeitens. Diese Recherche sollte als mögliche Inspiration und Orientierung für einen „Solidaritätscheck“ der Kunstförderung und Kunstproduktion in den freien darstellenden Künsten dienen. Parallel zu der gerade genannten Recherche war angedacht, die Projektarbeit der Gruppe ebenfalls als Forschungsfokus anzunehmen. So war geplant, als teilnehmende Beobachter*innen am eigenen Prozess den Umgang mit Förderpraktiken, der Verteilung und Nutzung der (kollektiven) Fördergeldern sowie die Zusammensetzung der Gruppe als Untersuchungsgegenstände zu betrachten. Ziel dieser Selbstbetrachtung war es, die eigenen Muster und Automatismen der Kulturarbeit/Projektarbeit sichtbar werden zu lassen, um Stellen zu identifizieren, an denen die Recherche zu solidarischen Praktiken in die eigene Projektarbeit einsickern könnte. So war der Prozess gedacht als eine ständige Aktualisierungsbewegung, Erkenntnisse in Praxis zu überführen und diese wiederum zu reflektieren. Um diesen Teil der Beschäftigung mit der eigenen Praxis soll es in diesem Text schwerpunktmäßig gehen.

Frustration - Solidarität als Phantom

Ich schreibe diese Worte zum Ende des Projektzeitraums und habe somit einen Überblick über die Entwicklungen des Prozesses. Als Einzelauteur kann ich jedoch lediglich von meiner persönlichen Perspektive aus

Betrachtungen vornehmen. Ich sehe in dieser subjektiven Perspektive eine Möglichkeit, gefärbte Aussagen zu treffen, die als ein Schlaglicht auf spezifische Aspekte dienen können, die in der kollektiven und pragmatischen Projektarbeit vielleicht untergehen könnten.

Für mich war die Idee beziehungsweise das Konzept, die eigene Praxis und die soziale Involviertheit in den Status einer Forschung zu übertragen, der Ausgang der Projektbeteiligung. Mir geht es zentral um die Frage, was ich über Solidarisch-Sein im Prozess des Miteinander-Arbeitens herausfinden kann.

Retrospektiv habe ich besonders die Momente wahrgenommen, die sich für mich eher unsolidarisch angefühlt haben. In denen ich Solidarität vermisst habe. Diesen Momenten und den damit verbundenen Frustrationen möchte ich in diesem Text nachgehen und versuchen, sie etwas aufzufächern. Denn ich glaube, in ihnen finden sich immer auch Ahnungen des Solidarischen, vielleicht gerade in dessen Abwesenheit.

Frustration war für mich eine ständige Begleitung in diesem Projekt. Manchmal hat sie zu Wut und Aufgewühltheit, manchmal zu Resignation und Stillstand, manchmal zu Motivation geführt. Nun ist Frustration ein starkes Gefühl und ich möchte sie als Ausgangspunkt verstehen, Widerstände und Gefühle als Teil einer Gruppenarbeit zu einem Betrachtungsgegenstand zu machen. Daraus ergeben sich folgende Fragen: Sind meine Gefühle, für mich als Person in einer Gruppe, eher persönliche Empfindungen oder Teil des Miteinander-Seins und kann das überhaupt auseinandergehalten werden? Anders gefragt: Sind Frustrationen private Angelegenheiten und individuelle Befindlichkeiten oder sind sie, gerade weil sie durch die Beziehungen der Zusammenarbeit ausgelöst werden, Angelegenheiten des Kollektivs? Wer ist dafür verantwortlich, sich mit diesen Frustrationen auseinanderzusetzen?

Um diese Fragen habe ich mich viel gedreht. Sie haben für mich etwas mit Verantwortung zu tun. Ich stellte mir die Frage, ob ich alleine für meine Widerstände und Gefühle verantwortlich bin oder ob die Gruppe sensibel sein muss für die Einzelperspektiven. Und, ob es Teil unserer kollektiven Praxis ist, stärkend und empowernd zur Seite zu stehen und zu unterstützen.

Auf individueller Ebene spielt für mich diesbezüglich die Frage, wer wie mit Frustration umgehen kann, eine wichtige Rolle. Diese Fähigkeit ist nicht bei allen gleich, nicht alle sind gleich „gut“ darin, nicht alle haben eine ähnliche Frustrations-Resilienz. Wie mit Frustrationen umgegangen werden kann, hängt von vielen Faktoren ab, die wiederum miteinander verschränkt sind und sich gegenseitig bedingen: Unter

anderem von der emotionalen Verfasstheit, den aktuellen Lebensumständen, dem individuellen Stresslevel, von mentaler Gesundheit, von erlernten Verhaltensmustern oder von innerer Gelassenheit. Wie in allen Bereichen muss hier von Diversität und einem Spektrum ausgegangen werden. Mir selbst fällt es oft schwer, gut mit Frustrationen umzugehen, und ich ordne mich eher am unteren Ende dieses Spektrums an. Eine Ursache für meine Positionierung am unteren Ende der Skala hat auch mit meiner Depressions-Erkrankung zu tun. Ich leide seit fast zehn Jahren an depressiven Episoden, welche im Jahr 2020 zu einer temporären Arbeitsunfähigkeit und einem Klinikaufenthalt geführt haben. Bei der Auseinandersetzung und Behandlung meiner Depression spielte das Thema der Frustration oft eine Rolle. Der Umgang mit negativen Emotionen ist ein zentraler Teil meiner verhaltenstherapeutischen Behandlung. Ich kann heute sagen, dass ich aufgrund meiner Erkrankung bzw. als Teil meiner Erkrankung Schwierigkeiten im Umgang mit negativen Emotionen, aber auch eine zwangsläufige Sensibilisierung für Frustrationen und deren Verlauf entwickelt habe. Ich habe also eine gewisse Frustrationsexpertise.

Depression und Kulturarbeit

Für meine Arbeit als freier Kulturarbeiter ist meine Erkrankung oft eine Herausforderung. Die Depression beeinträchtigt meine Arbeit, in manchen Phasen ist Arbeiten schlichtweg nicht möglich. Dies hat auf unterschiedlichen Ebenen wiederum negativen Einfluss auf meine emotionale Verfasstheit, auf mein Stresslevel, meine Selbstwahrnehmung als Kulturschaffender und somit auch auf meine künstlerischen Kollaborationen. Als solo-selbstständiger Kulturakteur bin ich darauf angewiesen, zu funktionieren, arbeiten zu können und auch Geld zu verdienen, somit ist meine Erkrankung immer auch verbunden mit Ängsten um Verdienstmöglichkeiten, die in zeitlich begrenzenden Projektarbeiten und Förderanträgen organisiert sind. Künstlerische Arbeit benötigt im aktuellen Fördersystem zeitliche Planungssicherheit und kollidiert oft mit unkontrollierten depressiven Phasen, in denen nichts mehr geht.

Was mich an dieser Stelle dazu gebracht hat, über meine Situation zu schreiben und sie als politisches Thema zu verstehen, war neben den Erfahrungen im Arbeitsprozess zu diesem Buch die Lektüre des Textes *Klassismus in der ableistischen Klassengesellschaft* (2021) von David Ernesto Garcia Doell und Barbara Koslowski. In diesem Text beschreiben die Autor*innen die vielfältigen Be_hinderungen, denen physisch wie

psychisch beeinträchtigte Personen in den Strukturen der Mehrheitsgesellschaft ausgesetzt sind als eine spezifische Form der Gewalt, als eine Form des Ableismus, welche wiederum dazu führen, dass sie bei den betroffenen Personen Versagensgefühle herstellen.

Diese Gesellschaft ist, immer noch, für gesunde, leistungsfähige (weiße, männliche) Individuen eingerichtet. Wer die gesellschaftlichen Normen der Leistungsfähigkeit nicht erfüllen kann oder will, hat es strukturell schwerer und wird intersubjektiv marginalisiert.¹

In der Beschreibung dieser Verbindung von Anforderungen und Versagensgefühlen habe ich mich sehr wiedergefunden. Das Gefühl, nicht kompatibel zu sein mit den Anforderungen und Verpflichtungen, und die Angst, der Verantwortung einer Zusage nicht gerecht werden zu können, kenne ich sehr gut. Die Schuld dafür nicht beim einzelnen Individuum, welches nicht „gut genug“ zu sein scheint, zu sehen, sondern in den strukturellen Bedingungen und Annahmen, auf Basis derer spezielle Anforderungen entstehen, ist für mich der erste Schritt zu einer selbststärkenden Haltung.²

In kollektiven Arbeitszusammenhängen ist es daher wichtig, die Diskrepanz zwischen strukturellen Anforderungen und individuellen Bedürfnissen zu thematisieren, um angemessen auf Situationen von divers beeinträchtigten Personen reagieren zu können. Denn nur bei der Offenlegung der Bedingungen von Zusammenarbeit hat das Kollektiv auch die Gelegenheit, darauf zu reagieren und Lösungen zu finden. Durch eine Art der radikalen Offenheit im Hinblick auf das eigene Prekär-Sein, die eigene Verletzlichkeit. Doch dafür benötigt es ein geeignetes Setting, braucht es Vertrauen und Praxen des Zuhörens und Sprechen-Könnens. Dabei frage ich mich, wie Arbeitsstrukturen aussehen können, die solche Räume zulassen beziehungsweise von Anfang an strukturell mit einplanen? Hierzu mehr Wissen zu versammeln und unter Betroffenen auszutauschen, wäre für mich auch eine Art der solidarischen, stärkenden Wissensarbeit.³

1 García Doell, David Ernesto und Koslowski, Barbara: Klassismus in der ableistischen Klassengesellschaft. In: Brigitte Theißl, Francis Seeck: Solidarisch gegen Klassismus – organisieren, intervenieren, umverteilen, Münster 2020, S. 170.

2 Mir ist dennoch bewusst, dass ich als weiß und männlich gelesene Person trotz meiner Depressions-Erkrankung privilegiert bin.

3 Denn hierzu scheint es noch wenig gesammeltes Wissen zu geben. In meinen Recherchen konnte ich keine Daten oder Ansprechpartner*innen zur Frage, wie häufig Depression in der freien Szene ist, finden. Für Betroffene gibt es keine speziellen Anlauf- oder Beratungsstellen.

In unserem Arbeitsprozess habe ich solche Räume oft vermisst. Eine solche Qualität von Zusammenarbeit wäre für mich eine Grundlage für solidarische Beziehungen in kollaborativer Zusammenarbeit. Und es würde bedeuten, dass es eine grundlegende Awareness als Konsens gibt.

Kapazitäten

In Bezug auf die Kapazität, sich dem Projekt und dem geplanten intensiven Prozess der Selbstbeforschung hinzugeben, gab es große Unterschiede unter den Beteiligten. Es lassen sich vielfältige Gründe für diese Unterschiede erfassen. Die Offenheit der Gruppe für Neuzugänge und die unterschiedliche Auslastung außerhalb des Projekts sind zwei dieser Gründe. Für mich war die Intransparenz über die unterschiedlichen Kapazitäten ein Kernkonflikt. Als Grund dafür sehe ich nicht primär eine Verschleierungshandlung meiner Kolleg*innen, als mehr ein Symptom der Kulturarbeit, die ein Arbeiten in mehreren, sich überlappenden und fluiden Projekten zur Regel hat und somit Workloads und Kapazitäten nur schwer zu planen sind. Unabhängig von dieser strukturellen Erklärung der Schwierigkeit des Kapazitätschecks in Projektarbeit ist das Interessante an meiner Unzufriedenheit, dass sie eher aus einer Gegenpraxis entstanden ist: Ich als Projektbeteiligter hatte nämlich kaum andere Projekte oder Verpflichtungen, so wurde dieses Projekt meine Haupttätigkeit. Nachdem ich ein halbes Jahr krankgeschrieben war, meinen Job gekündigt hatte und mich komplett auf meinen Heilungsprozess konzentrieren konnte, hatte ich nun die Hoffnung, durch das Projekt wieder in einen Arbeitskontext einzusteigen, der meinem Bedürfnis nach inhaltlicher Auseinandersetzung und Austausch entsprach. Auch war ich in gewisser Weise stark finanziell von dem Projekt abhängig, da ich ansonsten vorerst keine weiteren Optionen hatte, um zu arbeiten. Auf unterschiedlichen Ebenen hatte ich große Erwartungen.

Über die unterschiedlichen Möglichkeiten und Perspektiven und die damit verbundenen Erwartungen, Wünsche, Bedarfe und Abhängigkeiten an die und von der gemeinsamen Arbeit haben wir als Gruppe im Vorfeld nicht ausreichend gesprochen. Wer was leisten kann, will oder soll, wurde versucht zu thematisieren, allerdings nicht intensiv und methodisch genug. So entstanden ein strukturelles Defizit und eine Intransparenz, die für mich einem solidarischen Zusammenarbeiten gegenläufig war. Denn ohne die unterschiedlichen Bedarfe und Vorstellungen an und von der gemeinsamen Arbeit zu kommunizieren, können

keine Lösungen gefunden werden, die für alle ein angemessenes und bedürfnisorientiertes Arbeiten ermöglichen. Diesen Punkt sehe ich mittlerweile als einen weiteren grundlegenden Aspekt, um solidarisch miteinander arbeiten zu können.

Ich habe die teils sehr begrenzte Zeit, die andere in das Projekt gegeben haben, manchmal als unsolidarisch mir gegenüber empfunden, da es durch den gemeinsamen Projektantrag eine gewisse Absprache und Verpflichtung gab. Das hatte auch mit der eigenen Abhängigkeit von dem Projekt zu tun und wurde dadurch verstärkt. Für mich war es das größte Förderprojekt, an dem ich je mitgearbeitet habe, und die Möglichkeit, meine Arbeit für ein Jahr zu finanzieren. Und auch inhaltlich hatte ich große Erwartungen an die anderen, da dieses Projekt nur als Kollektiv Sinn ergibt.

Hier stellt sich mir wieder die Frage, wie persönliche Umstände und Perspektiven als Ausgang genutzt werden können, um strukturelle Rahmen zu schaffen welche in der Lage sind, das Spektrum der Beteiligten abzudecken.

Frustrationpauschale

In der Regel gab es innerhalb des Projekts durch die begrenzte gemeinsame Zeit keinen Raum, meine Frustrationen zu artikulieren. So sind sie immer mehr ins Private verschoben worden, Partner*innen und Freund*innen haben sie teilweise in unbezahlter Sorgearbeit aufgefangen oder ich saß nach dem Zoom-Call alleine mit meinen Frustrationen in meiner Wohnung. Mit den Frustrationen umzugehen hat mich und mein Umfeld viel Zeit und Energie gekostet.

Daher habe ich irgendwann angefangen, die Momente der Frustrationsbewältigung als Teil der Arbeitszeit zu definieren, habe mir Zeiten und Gesprächspartner*innen notiert und diese als gemeinsame Arbeit am Projekt der solidarischen Mittelvergabe begriffen. Diese emotionale Arbeit begriffen als ein weiteres Mittel der solidarischen Verteilung innerhalb eines kollektiven Zusammenhangs. Für mich war irgendwann klar: Eigentlich sollte diese Arbeit innerhalb des Projekts stattfinden – anerkannt, bezahlt, benannt und sichtbar.

Bei der ersten gemeinsamen Mittelvergabe in Frankfurt sind wir mit dem Ziel gestartet, einen Umgang mit den gemeinsamen Projektgeldern zu finden, um diese zu verteilen. In diesem Treffen hatte ich die Möglichkeit, meine Frustrationen zu formulieren und einen Vorschlag zu machen, wie kollektive Sorge strukturell in die Projektarbeit eingebaut werden kann.

Hierzu hatte ich eine Arbeitszeittabelle erstellt, in der auch Gespräche als Teil der Sorgearbeit aufgelistet waren. Ich habe auf dieser Basis zusätzlich zu dem Geld für meine Arbeit auch eine Summe Geld für mich und meine Gesprächspartner*innen für Gespräche aus Grund von Frustrationen beantragt. Als eine Art der Frustrationspauschale. Diese beantragten Mittel wurden bei der gemeinsamen Mittelvergabe von allen Beteiligten bewilligt.

Um diese Sorgearbeit als notwendige Ergänzung strukturell unserem Projekt zu verankern, habe ich daraufhin versucht eine Änderung des Kostenfinanzierungsplan vorzunehmen und wir reichten beim *Fonds Darstellende Künste* eine aktualisierte Form des Kosten- und Finanzierungsplans ein, in dem nun Projektgelder umdeklariert auf den Posten Sorgearbeit waren. Unsere Begründung war folgende:

Sorgearbeit: Ist individuelle Unzufriedenheit Privatsache oder Allgemeingut? Wie im solidarischen Kollektiv mit Unzufriedenheit/Frustrationen Einzelner umgehen? Ist es die Aufgabe des solidarischen Handelns, Räume des Sprechen-Lassen und Zuhören zu öffnen und kollektive Sorgearbeit zu leisten oder ist es die Angelegenheit der betroffenen Personen, sich um sich selbst zu kümmern? In vielen Projektarbeiten ist kein Raum für die Artikulation von Frustrationen, Sorgen oder Ängsten. Zu oft wird Sorgearbeit in den privaten Bereich verschoben und von Partner*innen oder Freund*innen unbezahlt geleistet. Doch ist die Sorgearbeit eine grundlegende solidarischer Praxis und in vielen aktivistischen oder künstlerischen Arbeitszusammenhängen Grundlage für das Gemeinwohl aller Beteiligten. Daher wollen wir diese sonst unbezahlte, unsichtbare und ins Private ausgelagerte Arbeit in unserer Kostenkalkulation abbilden und sie so strukturell als wichtige Arbeit innerhalb des Projekts einbetten.

Die Antwort des *Fonds Darstellende Künste* dazu lautete:

Vielen Dank für Ihre Nachricht und die Anregung, Sorgearbeit im Kontext künstlerischer Prozesse als zuwendungsfähige Kostenposition zu diskutieren. Der Fonds vergibt Mittel des Bundes, deren Verausgabung dem Besserstellungsverbot unterliegt und in den Allgemeinen Nebenbestimmungen für

Zuwendungen zur Projektförderung (ANBest-P) geregelt ist.

Aktuell befindet sich der Fonds in Austausch- und Forschungsprozessen, um Wege zu finden, mit den anstehenden Fördermaßnahmen die Produktionsbedingungen Freier Darstellender Künste hinsichtlich Zugänglichkeit und Nachhaltigkeit noch besser zu unterstützen.

Sobald es dahingehend Ergebnisse gibt, informiere ich Sie gern!⁴

Wenn in zukünftigen Kostenfinanzierungsplänen Sorgearbeit als ein standardmäßiger Teil von Kunst- und Kulturarbeit aufgenommen würde, hätte sich schon einiges getan in Sachen Sichtbarkeit. Vielleicht ändert sich daran etwas, wenn mehr Projekte solche Anträge stellen und versuchen, Sorgearbeit im Kosten- und Finanzierungsplan abzubilden.

Aufladen

Solidarisch sein bedeutet für mich auch, aufeinander aufzupassen und füreinander da zu sein. Daher muss es auch um die Frage gehen, wie die Arbeit am Projekt Energie geben kann, anstatt nur Energie zu saugen, anders ist eine nachhaltige Form der Zusammenarbeit für mich nicht denkbar. Mit dauerhafter Frustration lässt sich nicht gut zusammenarbeiten und für das gemeinsame Wohl sind alle verantwortlich.

Ich kann solidarisches Miteinander-Sein nicht ohne diese ganz subjektive und vermeintlich privaten Aspekte begreifen. Dazu gehören auch die Schwierigkeiten, die ich dabei hatte. Denn für mich ist auch dies ein Weg, das eigene Unvermögen zu verstehen. Für mich ist es ein Weg zu verstehen, was es bedeutet, mit unterschiedlichen Grundvoraussetzungen und Bedarfen am selben Spiel teilzunehmen. Um diese Bedarfe zu reflektieren und sich darüber auszutauschen, braucht es Räume, Platz und Zeit. Dafür müssen sie im besten Fall strukturell eingebettet sein und als Teil der Arbeit anerkannt und dementsprechend vergütet werden.

Ich verstehe mich nicht ausschließlich als autonomes, selbstverantwortliches Künstler:innen-Individuum. Nein, ich möchte, dass andere für mich mit-verantwortlich sind. Und ich für sie. So will ich arbeiten. Ich will Arten der Abhängigkeit schaffen, die jede da stärkt, wo sie es braucht und jeder da Freiraum lässt, wo sie es braucht. Denn auch das bedeutet

4 Mail vom 06.09.2021.

Solidarität, „im besten Fall ist sie ein Zusammenhalt, der hält, ohne zu fesseln.“⁵

- 5 Adamczak, Bini: „Vielsamkeit eines ausschweifenden Zusammenhangs“, in: Lea Susemichel, Jens Kastner (Hg.) Unbedingte Solidarität, Unrast Verlag, Münster. 2021.

Literaturangaben:

Adamczak, Bini: Vielsamkeit eines ausschweifenden Zusammenhangs. In: Lea Susemichel, Jens Kastner (Hg.): Unbedingte Solidarität, Münster 2021.

García Doell, David Ernesto und Koslowski, Barbara: Klassismus in der ableistischen Klassengesellschaft. In: Brigitte Theißl, Francis Seeck: Solidarisch gegen Klassismus – organisieren, intervenieren, umverteilen, Münster 2020.

